

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 138.

Freitag, 17. Juni

1927.

(28. Fortsetzung.)

### Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grupe-Pöcher.

Liane gab keine Antwort. Aber sie hob den Kopf zu ihm empor, und er las in ihrer unendlichen Traurigkeit, wie schwer ihr der Abschied wurde.

Er schlang den Arm um sie und preßte sie an sich. Ihre Herzen schlugen nahe aneinander. Ihre Erregung, ihre Sorge vereinigten sich jetzt in dem einzigen, gemeinsamen Empfinden, in dem gegenseitigen Schmerze, sich jetzt vielleicht verlieren zu müssen, nachdem sie sich kaum gefunden.

„Du, du!“ stammelte er endlich, „wenn ich dir sagen könnte, wie sehr ich dich liebe! Schon all diese Wochen lang! Aber ich sah keine Möglichkeit, dich heimzuführen.“

„Lieber du! Trauest du meiner Liebe so wenig Kraft zu, auf dich zu warten? Wenn du nur eher gesprochen hättest —“

„Jetzt seh ich alles ein! — Ich klage jetzt um jede Stunde, die wir hätten glücklich sein können und in der wir stumm nebeneinander hergegangen sind. Ausprechen hätte ich mich sollen! Nichts aufschieben! Das Glück muß man herbeirufen, wenn es sich einem nähert!“

Sie lehnte sich an seine Schulter. „Ich möchte zusammenbrechen in dem Gedanken, daß ich dich vielleicht nicht wiedersehe! Wer weiß, was für Gefahren auf diesem Wege auf dich lauern?“ — Aber dann raffte sie sich auf: „Geh, verliere keine Zeit, Lieber! Je eher du reitest, desto sicherer ist der Weg in die Stadt hinein noch frei und damit auch deine Rückkehr. Verliere keine Zeit!“

Er hielt den Arm noch um sie geschlungen und blickte ihr ins Gesicht. Ihre Tapferkeit, ihre Besonnenheit machten ihn glücklich.

„Leb wohl, Liane! Ich sage es mit der Hoffnung auf Wiedersehen! Sei stark, mein Lieb! Wenn wir uns nicht wiedersehen, dann nimm die Erinnerung an unser kurzes, schönes Glück mit in dein künftiges Leben.“

Und als er sich zum letzten Kusse zu ihr neigte, als sie sich zum letzten, langen Kusse fanden, fühlte Liane, daß ihr ganzes bisheriges Leben versank vor dieser einzigen Stunde.

Er führte das Pferd noch ein kleines Stück durch den Garten. Der alte Diener hatte inzwischen die hintere Pforte geöffnet. Dann trat er zurück und ging wieder ins Kutscherhaus. Ahnte er, daß diese beiden jungen Menschen ihn jetzt nicht mehr brauchten?

Als Martens im Sattel saß, reichte er Liane noch einmal die Hand hinab in unaussprechlichen Gefühlen. Stumm beugte sie sich über seine Rechte. Sie küßte seine Hand. Dann trat sie beiseite. Sie wechselten kein Wort mehr. Das Herz war ihnen zu bewegt. Jedes Wort wäre ihnen nur ein armseliger Ausklang ihrer Gefühle gewesen.

Er gab dem Pferde einen leichten Druck mit den Sporen und ritt aus dem Gartentor.

Sie tauschte den verhallenden Hufschlägen. Als sie dann in das Haus zurückkehren wollte, hörte sie die beiden Herren im Wohnzimmer sprechen. Man beschloß, aufzubleiben und den Verlauf der Dinge abzuwarten. Man blendete das Licht im Zimmer ab, um von der

Landstraße aus nicht gesehen zu werden. Es lag eine unheimliche Stille ringsum. Die Unruhe trieb Liane bald wieder aus dem Zimmer. Was wußten die beiden Herren von der angstvollen Pein, in der sie um den Geliebten jetzt schwebte.

Sie sah, als sie durch den Garten streifte, den alten Diener auf der Terrasse an der Seite des Hauses stehen. Auch er schien von Unruhe gefagt zu sein.

„Wo sind die anderen Diener, Augustin?“ fragte sie ihn leise, da ihr die völlige Stille im Hause, auch im Kutscherhause auffiel. Er zuckte die Achseln.

„Alle scheinen sie sich fortgestohlen zu haben, Sennorita, zu den anderen Philippinos, um mit ihnen zu reden.“ Er deutete über die Landstraße nach einem Wäldchen hinüber, das sich eine Strecke weit hinzog und hinter dem ein Dorf lag. Also auch die Dienerschaft fieberte vor Erregung über all das Schwere, Kommende, das wie ein Verhängnis hier über allen lag?

So verging fast eine Stunde. Der Alte hatte Liane einen Sessel auf den kleinen Altan hinausgetragen. Er war in ihrer Nähe stehen geblieben, da sie ihn darum bat. Das brachte ihr etwas Beruhigung. Er kannte die Verhältnisse hier genau. Er hielt treu zu seiner Herrschaft. Mit ihm tauschte sie ihre Mutmaßungen und Gedanken über den Ritt aus, den der geliebte Mann jetzt unternahm.

„Wenn nur erst auch die Herrschaften zurück wären!“ murmelte der Alte, aber er mußte sich selber sagen, daß der junge Herr mit seiner Mutter kaum vor Mitternacht zurück sein konnte, denn um zum Palast des Gouverneurs zu kommen, mußte man erst in die Stadt hinein, diese zum Teil durchqueren und dann an der entgegengesetzten Seite wieder ein gutes Stück weiter hinaus. Plötzlich machte der Diener, der an der Ballustrade des Altans stand, eine heftige Bewegung. Er wollte einen Schrei ausstoßen, aber er preßte im letzten Augenblick die Fäuste vor den Mund. Liane fuhr erschrocken herum.

„Was gibt es, Augustin?“

„Sennorita“, sagte er nur mit leisem Entsetzen und deutete in die Ferne, „dort — dort!“

Glänzende bunte Lichter stiegen in der Ferne am dunklen Nachthimmel auf. Kerzengerade kletterten sie bei der Stille der Luft empor — hoch — immer höher — langsam — lautlos!

Leuchtkugeln!

Es war Liane, als erhielte sie einen Schlag.

Regungslos stand sie nun neben dem Diener und starrte in die Ferne. Aber es war keine Täuschung gewesen; wieder und wieder stiegen die leuchtenden Kugeln empor!

Sie beratschlagten beide über den Ort, an dem die Leuchtkugeln abgelassen wurden. Dort würde vermutlich der Herd des Aufstandes sein. Sonderbar, es war fern den Eingeborenen-Vierteln, nahe den Gefandtschaften, und nicht einmal sehr entfernt von der Stelle, an der man den Palast des Gouverneurs suchen mußte!

Da fiel Liane eine Äußerung ein, die Carmen Torrechon beim Wegfahren getan: es solle morgen ein großes Feuerwerk auf dem Gartenseite des Gouverneurs-

paares abgebrannt werden und der Feuerwerker wolle bereits heute abend eine Probe machen und seine Vorbereitungen treffen. Das teilte sie dem Alten mit. Sie beratschlagten über die Möglichkeit, ob diese Leuchtugeln tatsächlich von dem Feuerwerker abgelassen sein konnten. Plötzlich in einiger Entfernung ein Schuß!

Es klang, wie ein Zeichen! — Drüben, von der Vorstadt Cavite, antworteten nach einigen Augenblicken andere Schüsse!

Der Alte horchte still. Es war ihm jetzt klar, daß die Eingeborenen in der Umgebung die Leuchtugeln für das Zeichen hielten, das die Anführer und mit ihnen Tajan als die Lösung zum Losschlagen bezeichnet hatten. Denn was wußten die Eingeborenen hier von dem morgen beabsichtigten Feuerwerk beim Gouverneur?

„Glaubst du, Augustin, sie werden jetzt losschlagen?“

Er nickte stumm. Ihr erster Gedanke war wieder Martens. Zuerst würden die Eingeborenen, die vorbereitet waren, das Ripahaus besetzen, um von dieser Seite aus den Zugang zur Stadt auf der Landstraße in ihrer Gewalt zu haben.

Dann war Martens die Rückkehr aus der Stadt abgeschnitten und er fiel den Meuchelmördern zum Opfer! Die einzige Rettung war, Martens abzufangen, ehe er das Ripahaus passierte.

Sie äußerte diese Mutmaßung zum Alten. Der gab ihr recht. Aber wer sollte Sennor Martens jetzt entgegenreiten? Der junge Spanier wußte den Weg nicht durch die Reisfelder, und Herr Bauer war hier draußen jetzt nötig als Schutz für das Haus.

„Ich werde reiten!“ sagte Liane entschlossen, ohne zu zaudern. „Ich werde ihm entgegenreiten! Hilf mir sofort mein Pferd satteln, Augustin! Ich bitte dich, halte mich nicht zurück! Jede Minute ist kostbar!“

Wieder dröhnte aus der gegenüberliegenden Vorstadt ein Schuß durch die Nacht. Liane lief durch den Garten zum Stall. Als der Alte eintraf, hatte sie das Pferd, auf dem sie mit Bodo ihre Ritte zur Übung unternommen, bereits aus seinem Stande gelöst.

„Gott sei Dank, daß ich reiten kann, daß Bodo mir das Reiten beigebracht hat!“ murmelte sie erregt und holte das Sattelzeug herbei. Der Alte half ihr dienstbeflissen, machte aber erschrocken allerlei Einwendungen; wie könne ein junges Mädchen jetzt in der Nacht, eine solche Gefahr im Rücken und vor sich, einen so weiten Ritt unternehmen!

Augustin hatte bei seinen grauen Haaren schon manches in diesem unruhigen Lande erlebt, aber Ähnliches doch noch nicht. Die deutschen Frauen mußten doch einen verteuflerten Mut besitzen! Eine bequeme Spanierin hätte das nicht gewagt!

Liane schnitt ihm jeden Einwand ab. Ihre Energie, ihre leidenschaftliche Angst ließen ihn verstummen. Er fühlte, ihr Mut, den jungen Deutschen jetzt retten zu wollen, konnte nur der Liebe entspringen!

Ihr Pferde führte er nun durch den Garten rückwärts durch die schmale Pforte im Staketenzaun. Er reichte ihr, als sie im Sattel saß, die Gerte hinauf.

„Sennorita, es ist ein furchtbares Wagnis! Wenn Ihr nun Sennor Martens nicht begegnet und den Philippinos in die Hände fällt, die Euch in der Nacht vielleicht für eine Spanierin halten? — Ihr wißt nicht, wie grausam sie sein können!“

Sie reichte ihm noch einmal die Hand vom Pferde.

„Laß gut sein, mein Alter! Ich weiß, du meinst es gut mit mir. Halte Wache im Haus!“

Dann ritt sie davon.

Zuerst mit einiger Vorsicht. Es ging in Reis- und Tabakfelder hinein. Schmale Wege führten in rechten Winkeln durch sie hindurch, um sie abzuteilen. In den Regenperioden stiegen Wasser und Schlamm in die tiefer gelegenen Felder, um die üppig gedeihenden Pflanzungen bis zu den aufgeworfenen Dammwegen zu feuchten; jetzt waren die Wege verhältnismäßig trocken, dabei elastisch; ein leichter Graswuchs dämpfte den Hufschlag. Das war gut.

Am Himmel schien Gewölk aufzusteigen. Wie ein dünner Schleier zog es an der Mondscheibe vorüber. Aber das Licht blieb hell genug. Das war ihr lieb. Denn die Damwege waren schmal und mußten auf-

merksam innegehalten werden, um nicht durch einen Fehltritt des Pferdes seitwärts in Schlammmassen zu versinken. Sie hatte diesen Weg mit Bodo schon öfters auf ihren Morgenritten zurückgelegt, um schneller voranzukommen als auf den Windungen der ausgedörrten Landstraße.

Ihre Angst, ihre Ungeduld flatterten ihr voran.

Endlich bog der Seitenweg auf die Landstraße ein. Ein Stück weiter rückwärts lag das kleine Haus, das, aus lauter Bambusstäben gefügt, im Volksmunde kurzweg „das Ripahaus“, d. h. „das Bambushaus“, hieß. Jemandeiner der armseligen Tagalensfamilien wohnte dort. Aber jetzt sah sie, während sie für Augenblicke ihren Braunen anhielt, daß das Haus tatsächlich durch seine Lage die Straße zur Stadt und wiederum zum Vorort heraus beherrschte. Und sicher waren die Bewohner des Häuschens mit im Kampfe gegen die Spanier! Sicher warteten sie nun, da die Leuchtugeln aufgestiegen waren und die ersten Schüsse gewechselt, auf das Eintreffen von Truppen der Aufständischen.

Es galt möglichst unbemerkt noch weiter zu kommen. Sie lenkte deswegen ihr Pferd dicht an den Rand des Weges, daß ihr im eiligen Ritt die langen, schlanken Bambuszweige der Gebüsche wie seine Peitschenhiebe ins Gesicht schlugen. Sie achtete es nicht.

Sie stieg vom Pferde und leitete es seitwärts die Böschung hinab, um von der Landstraße aus nicht gesehen zu werden. Das Tier stand in Schweiß gebadet. Seine Weichen gingen auf und nieder. Auch sie fühlte sich erschöpft. Bis hierher hatte die Spannung, die erregende Angst sie aufrechterhalten; jetzt aber kam eine Schwäche über sie, wie sie sie seit ihrer schweren Bewußtlosigkeit nach dem Erdbeben zuweilen noch nicht völlig überwunden hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Fliegenrausch.

Von Walter v. Rummel.

Komphen steigen vom steinigen Boden der Flüsse auf. Bald flattert da und dort das entwickelte Insekt herum, groß und stattlich, gelb, braun und grün gefärbt. Schon Anfang Juni lassen sich etliche bilden, die große Schar aber rückt erst etwas später, in der zweiten, in der dritten Juniwoche an. Dies, obwohl die bunten Flattergeister „Maifliegen“ getauft sind. Sie haben eben ihren Namen schon vor länger, langer Zeit erhalten, längst vor der Einführung des Gregorianischen Kalenders. Bis zum 16. Jahrhundert und nach der alten, früheren Zeitrechnung trat also die Maifliege tatsächlich ihrem Namen entsprechend auch wirklich im Mai auf. . . . Dicht ist ihr Taumelflug, bäumt in wirbelndem Lebensrausch jauchzend auf, steigt, fällt steil in die Tiefe hinab. . . .

Diese so plötzlich gekommenen Maifliegen lösen im Wasser das große Jahresfrühlingsfest der Fische aus. Alles, was mit Kiemen atmet und auf Flossen daherstolzert, hat in den Bergflüssen, von denen ich rede, eine harte und schwere Zeit durchgemacht, hat mehr denn ein halbes Jahr gefastet und gehungert. Denn der Spätherbst und der Winter warfen wenig dahertreibende Grundnahrung ins Wasser, die rauhen Ost-, die eisigen Nordwinde bescherten der Müden nicht eine. Es gab in der talwärts fallenden Welle nur Steine, Steine zu Millionen, aber kein eßbares Brot. Dazu von März bis in den Mai hinein milchiges Schneewasser, das wiederum nichts Gutes mit sich führte, nur den freien Blick und jede welke Sicht trübte.

Nun aber klärt sich das Wasser allmählich. Wärmer, sanfter und lauer rudert die Welle einher. Um die Weiden und Erlen, um die weißen, wilden Rosen der Dornbüsche, die über der Woge schaukeln, hat der Rückentanz begonnen. Mit raschelndem Sprunge holt man sich das Flugwild herunter. Und schon kommt gar die leckerste aller Gefügelten, die Maifliege, daher. Ein großer, saftiger Frühlingsbraten. In riesigen Massen wird er aufgefischt. Man braucht nur den Mund zu öffnen, hat nur zu schlürfen und schlucken. Bald hat man ein paar Hunderte, vielleicht gar an die Tausend eng an einander gepreßt, im Magen verstaubt. Dieser ist dick, prall und schwer geworden, schmerzt fast ein wenig, drückt vor lauter Spannung und Ausdehnung da und dort. Nichts, nichts Gefährliches. Der Wasserdoktor, den man rasch zu Rate zieht, lächelt mild und versöhnlich, verordnet ein paar Mundvoll feinsten Grundjandes. Der wird der Verdauung zu Hilfe kommen, mitmahlen und abführende Bewegung in den festgeleiteten Müdenpapp wieder hineinbringen.

Aber nicht nur die Fliegen, nicht nur die Fische, auch die Jünger St. Petri haben jetzt ihr großes Wasserfrühlingsfest. Alle paar Würste ein guter Fang. Nach wenigen Stunden hat man so viel im Kudsack, daß man seine Beute nicht mehr tragen und schleppen kann. Leicht wie immer sind die geringen Saiblinge und Forellen an den Haken gebracht. Aber auch die Aesche, diese so Spröde und Preslöse, die das ganze Jahr durch nur von den winzigsten und delikatesten Fliegen isst, jede Müde genauestens prüft, sie flüchtig und blitzschnell mit den Spikes der Lippen berührend, heute hat auch die Aesche, die so schwer zu Betörende, alles Mißtrauen und jede Vorsicht zu Hause gelassen, greift gleich allen anderen fest und tüchtig zu wie eine derbe, hungrige Bauernmagd. Selbst der Donaulachs, der Huchen, dieser an grobe und grobe Kost gewohnte Fleisch- und Fischfresser, würdlat das junge, grüne Gemüße der Maifliegen seiner kulinarischen Beachtung, schnappt, wenn auch etwas seltener, aber schnappt schließlich, wie alle Mitwelt, ebenfalls zu. Gelingt es, ihm mit buschigem und recht farbigem Federwerk eine besonders saftige Maifliege vorzutauschen, glückt es, was zumeist nicht schwer, ihn rechtzeitig und kräftig anzuschlagen, so kommt eine scharfe Tüchtigkeitsprobe für die feine Gerte, den dünnen Poil und die Seidenschnur. Noch mehr aber für die Gewandtheit und Geschicklichkeit des Anglers, der mit seiner leichten Waffe Mühe genug hat, den schweren Gefellen zu bestehen. Oft und zumeist wird es sich nur um Sechs- und Siebenpfünder handeln. Aber in ihrer zufriedenen Frühlingsstimmung lassen sich auch alte und zufriedene Grobhuchen von zwanzig und mehr Pfunden verführen, die ihnen vorgeworfene Maifliege brav zu nehmen. Dann hat man meist länger denn eine Stunde harte Arbeit und der Aufregung gerade genug, bis man den Fisch sich gesichert und geborgen hat . . .

Nur ein kurze Spanne Zeit, etwa 14 Tage lang, währt der ganze Maifliegenrausch und Taumel. Dann sinken nach kurzem Lebenstanz die großen, libellenartigen Fliegen verbraucht und verblaßt, grau und weiß geworden, auf die wandernde Welle, der sie entfliegen, wieder zurück, finden dort ihr Grab, wo die Wiege ihrer Geburt gestanden. Noch einige Tage schlürft, schlürft das Heer der Fische gierig den langen Leichenzug der Sterbenden auf. Dann ist alles vorbei und die Besessenen im Flusse kehren zum Ernste des Lebens zurück, werden von neuem nüchtern und vorsichtig, prüfen genauestens alles, was ihnen vor die Nase treibt. Erst nach einem ganzen Jahre wird das wieder anders werden, wenn der Lenz und mit ihm das Symbol des Wasserfrühlings, die flatternde Maifliege, von neuem zurückkehren wird . . .

### Barbesuch.

Nach angezogen sind die Frauen für die Bar. Ritsch, ein Gürtel um die Lenden, ritsch, hinein in Strümpfe und Schuhe, ritsch, über die Kombination das Schlupfkleid — und die Dame steht fertig für den Abend da. Früher war das anders. Da mußte der Mann endlos warten, bis die Abendtoilette seiner Frau beendet war.

Das hat sich glücklicherweise geändert. Jetzt ist es an der Gattin zu warten, bis der Gatte sämtliche Hemd- und Kragenknoöpfe plaziert, den Scheitel gezogen, die Krawatte gewählt und gebunden, das Taschentuch richtig gesteckt hat.

Der Mann von heute braucht leider zu seiner Toilette ebenso lang, wie die Frau von gestern zu der ibrigen benötigte.

Die Bar wird von seiten der Dame mit Hut und Pels betreten. Mit Hut steht sie hübscher aus, mit Pels pompöser.

Den Pels legt sie ab, ihn seinem kostbaren Futter überlassend, den Hut behält sie die ersten Lätze auf, um ihr opartes Gesicht noch vikantier zu umrahmen. Dann gibt sie ihn aufamend weg. Natürlich verzaut sie sich dabei das Haar. Sie öffnet ihre Tasche, den Schönheitskoffer mit dem eingebauten Spiegel, holt einen Kamm hervor und beginnt ihre Dauerwellen in Ordnung zu bringen.

Der Mann hat dieses öffentliche Schaufrisieren. Er macht eine unnutzvolle Bemerkung.

Sie belst sich auf die Lippen. Dadurch geht etwas Schminke weg. Der Lippenstift tritt in Tätigkeit.

Die Finger des Gatten trommeln auf den Tisch. „Setz fängst du auch noch mit der Materie an“, knurrt er in den wieder modernen Schnurrbart.

Ihr steigt das Blut zu Kopf. Das erfordert ein hastiges Nachputern.

Der Gatte läßt die Augen blitzen. Die arme Frau schreit zusammen: „Was siehst du mich so krabbürtig an?“

„Sch warte jetzt nur noch“, faucht er, daß man es drei Tische weit hört, „bis du mit deinem Punktröller herausrückt.“

Ein Wirbel zu einem Charleston. Ein junger Mann tritt zu dem Ehepaar heran, verbeugt sich kurz und bittet um einen Tanz. Die Dame steht auf, zögert einen Augenblick, dann folgt sie dem Unbekannten.

Nach absolviertem Tanz lacht sie sich. Der Mann: „Liebste, du solltest nicht mit Leuten tanzen, die du nicht kennst. So ein Menich kann ein Hochstapler sein.“

„Er tanzt ausgezeichnet.“ „Das ist möglich. Was wirst du machen, wenn er dich morgen vertraut auf der Straße anspricht, wenn er sich Frechheiten herausnimmt?“

„Das wird er nicht wagen.“ „Das weißt du nicht. Bedenke, dich kennen hier die Leute. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einige auch den Mann als höchst zweifelbaste Existenz kennen. Glaubst du, daß das deinem Rufe nützlich ist?“

„Nein.“ „Gott sei Dank, daß du das einsehst! So einen Menschen läßt man einfach kurzerhand abfabren.“

„Zawohl“, sagt sie, erhebt sich und folgt im selbigen Augenblick dem wieder herantretenden jungen Mann zu einem Blad-Bottom.

Sollen Ehepaare eine Bar besuchen? — Ja oder nein? Und wenn ja: gemeinsam oder getrennt?

Wenn gemeinsam: sollen sie sich langweilen, streiten oder amüsieren?

Wenn amüsieren: ist völlige Freiheit für beide Teile gerecht?

Wenn Freiheit für beide Teile: wozu geht man dann gemeinsam in die Bar?

Geht man aber getrennt, wozu ist man dann eigentlich verheiratet?

Das Barproblem für Eheleute ist unlösbar. Heinz Scharpf.

### Kreuzwort-Rätsel

1	2	3	4	5	6
	7	8	9	10	
11	12		13	14	
	15		16	17	
18		19			20 21
22	23	24		25	26
	27	28		29	30
31				32	33
		34	35	36	
37			38		39

Senkrecht: 1. Weiblicher Vorname. 2. Chemische Verbindung. 3. Füllwort. 4. Doppelt sagen es kleine Kinder. 5. Männlicher Vorname. 6. Bild. 8. Männlicher Vorname. 10. Optisches Instrument. 12. Seil. 14. Baumteil. 16. Metall. 17. „Übereinstimmend“. 18. Fisch. 21. Schwedische Münze. 23. Dichtung. 24. Schuhmacherwerkzeug. 25. Grasart. 28. Männlicher Vorname. 28. Seemannischer Anruf. 30. Hauptstadt von Peru. 31. Platz bei Bewegungsspielen. 33. Riesenschlange. 35. Italienische Note. 36. Flächenmaß. — Waagrecht: 1. Seltenes Bild. 3. Bauwerk. 5. Teil des Kopfes. 7. Name des Löwen in der Fabel. 9. Stimmlage. 11. Kleinster Teil eines zerlegten Körpers. 13. Staat in U. S. A. 15. Kunstvoller Gesang. 17. Dichtung. 18. Wehrf. 19. Blume. 20. Gefürzte Gewichtsbezeichnung. 22. Mädchennamen. 24. Heergott. 28. Ausgestorbenes Kind. 27. Dichter. 29. Edelmetall. 31. Gemalenes Getreide. 32. Buch aus dem Alten Testament. 34. Flüssiges Fett. 36. Körperteil. 37. Felsen im Rhein. 38. Adlernamen. 39. Papageienart. (h = 1 Buchstabe.)

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 132: Waagrecht: 1. Kanaan. 5. Uhu. 6. Ebe. 8. Lueger. 9. Baum. 11. Ossa. 14. West. 16. Eslau. 17. Rille. 18. Maurer. 19. Anton. 20. Mohn. 23. Note. 26. Ruba. 28. Nairon. 29. Eid. 30. Uri. 31. Ernest. — Senkrecht: 1. Kalm. 2. Nieta. 3. Aros. 4. Nero. 5. Ufa. 7. Eis. 9. Bremen. 10. Anlust. 12. Soltan. 13. Agenda. 14. Wurm. 15. Fran. 21. Osten. 22. Harfe. 24. Ode. 25. Ende. 26. Knut. 27. Bai.

## Neue Bücher

= „Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1927.“ Herausgegeben von G. Bosse. (Verlag G. Bosse, Regensburg.) Für dies Jahr ist der Almanach zu einem Beethoven-Almanach gestempelt worden: sämtliche Aufsätze, Gedichte usw. sind den Namen des großen Genius geweiht, dessen vor 100 Jahren erfolgten Tod die gesamte Kulturwelt ehrfürchtig gedenkt. Eine größere Anzahl Artikel des Almanachs stammt aus früherer Zeit; man wird sie an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang gern wieder begrüßen: Grillparzers Beethoven-Erinnerungen, die poetischen Huldigungen von P. Cornelius, R. Wagners Aufsätze über die 9. Sinfonie, Beethoven-Aufsätze von C. T. A. Hoffmann, W. Niehl u. a. Unter den Original-Beiträgen heben sich hervor: „Beethovens Charakter“ von Guido Adler; „Beethovens Stellung in der Musikgeschichte“ von G. J. Moser (merkwürdig nur, daß unter den Zeitgenossen Beethovens so bedeutende Meister wie Clementi und Hummel — im Vergleich zu den Herren Zelter und Himmel — als „kleinere“ Meister bezeichnet werden). Weitere wertvolle Artikel sind: „Beethoven und Wien“ von S. Kobald; „Beethoven in seinen Sinfonien“ von Th. Grover; „Beethoven in seinen Briefen“ von W. Altmann; „Fidelio“ von S. Albert. Gegen S. Turnaus „Inszenierung des Fidelio“ wäre manches einzuwenden. Turnau beansprucht ein förmliches Fidelio-Theater, um seine hochliegenden Pläne zu verlebendigen; trotzdem ist erkeulich, daß selbst er doch Einiges menschwürdiger gestalten will, als man es anderswo schauernd sehen muß; Turnau schreibt z. B. vor: ein finsternes Gewand für Bizarro, ein dunkles Gewand für Florestan, dunkelgraue Kleider für die Gefangenen usw. Hans Wildermann zeichnete die Bühnenbilder — ganz in Turnaus, von Realist losgelöst, alles symbolisierender Auffassung, Frage ist nur, was Beethoven selbst zu solchen Bestrebungen sagen würde, — er, der so beglückt war, endlich ein Textbuch gefunden zu haben, das wirkliche Menschen auf die Bühne stellt! . . . Sehr anregend geschrieben ist auch „Max Klingers Beethoven“ von Friur Seidl und die „Beethoven-Masken“ von S. Wildermann — Wildermanns Zeichnung der kleinsten Maske des lebenden Beethovens ist (im Profil) dem Almanach beigegeben. Unter den „Beethoven-Novellen und Märchen“ schießt der längst verstorbene S. P. Luser den Vogel ab; von den neueren Novellisten werden die bekannten Beethoven-Facta: Anbruch der Taubheit, Unsterbliche Geliebte, Tod unter Gewitter usw. nach Kräften ausgebeutet. Noch eins: die Bezeichnung „Mondscheinsonate“ sollte heute kein ehrlicher Musiker mehr gebrauchen. Beethoven hat mit diesem dilettantisch erundenen Wort nicht das Mindeste zu tun; und mag auch der erste Satz der „Cis-Moll-Sonate“ eine gewisse Mondschein-Stimmung wecken, die aber den seelischen Inhalt nicht entfernt erschöpft: was hat der ungeheure Leidenschaftsausbruch des letzten Satzes mit „Mondschein“ zu tun!? Der Schlussteil des Buches gehört wieder Hans Wildermann, der als Schriftsteller immer unsere Anteilnahme erzwingt. Bosses Almanach mit all seiner Beethoveniana in Wort und Bild umfaßt 600 Seiten! Was wollen die paar Seiten befragen, deren Inhalt man vielleicht nicht ganz unbedingt zustimmen vermag! Der Almanach bleibt eine wahre Fundgrube für die Erkenntnis von Beethovens Leben und Schaffen, und G. Bosse, der ein gehaltvolles Vorwort dazu schrieb, hat sich mit diesem neuesten Werk seiner „Musikbücherei“ einen neuen Ruhmestitel erworben.

\* „Der deutsche Genius.“ Ein Sammelwerk aus deutscher Vergangenheit und Gegenwart. (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.) Der deutsche Genius bestimmt das Schicksal des Volkes und des Einzelnen in Vergangenheit und Gegenwart. In ihm sammeln sich ihre tiefsten und reichsten Kräfte. Er offenbart sich in unserer Geschichte, Bildung, Kunst und Kultur. Er ist das deutsche Volk und wir sind als Gesamtheit seine Wirklichkeit. Er ist das Stoffliche und Geistige des Gewesenen und heutigen deutschen Lebens in seiner naturbestimmten Einheit; er ist unser Blut und allen Blutes Wirkung. In diesem Sinne fasste Hans Martin Eißler Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Geisteslebens in die Form eines Sammelwerkes, zu dem Thomas Mann ein führendes Geleitwort schrieb. Der prächtig ausgestattete Halblederband erschien bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61, Feltower Straße 29 (circa 600 Seiten, 24 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier und über 100 Textbilder) und wird nur an die Mitglieder der Gemeinschaft geliefert.

\* „Amerikanische Industriemagnaten“ von C. A. Bratter. (Sammlung „Wege zum Wissen“, Verlag Ullstein, Berlin.) Die Namen Rockefeller, Carnegie, Ford, die für uns nachgerade mehr mythischen Klang als realen Sinn haben, erfüllt der Verfasser, der lange Zeit als Berichterstatter in Amerika lebte, mit wirklich sachlicher Bedeutung, und er fügt neue Namen hinzu — Patterson, Firestone, Schwab u. a. —, die bei uns weniger oft genannt werden, aber für Amerika selbst nicht unwesentlicher sind. Wer das Problem der amerikanischen Wirtschaft nicht aus langatmigen volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen, sondern einfach aus dem Wesen ihrer Führer verstehen will, findet in diesem Buch, was er sucht.

\* W. Beebe: „Dschungelleben“, Forscherfreuden in Guayanas Urwäldern. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Dies sind die Erzählungen eines Mannes, der auszog, die Natur zu erkennen, der aber zurückkehren mußte „mit dem Bewußtsein tiefster Unwissenheit und ehrfurchtiger Scheu.“ Das demütigende Gefühl der Kleinheit, das der Mensch hat, wenn er vor den Wundern der Natur steht, hat dieser Mann — es ist William Beebe, Professor der Zoologie an der Universität New York — wohl besonders schmerzlich empfunden, denn je tiefer der Mensch in die Geheimnisse der Natur eindringt, desto mehr neue Rätsel gibt es zu lösen, mit desto größerer Unrast sucht er die Ehre des unzulänglichen menschlichen Wissens zu retten. Das Buch ist die Geschichte des tropischen Dschungels, das von zarter Poesie erfüllt, von brutalen Kämpfen durchkost, von der Forderung „Leben oder Sterben“ beherrscht ist. Das Leben im Dschungel, nur Symbol für alles Werden und Vergehen, ist eine Kette von Ereignissen, die dem einen Glück bringen, für den anderen den Tod bedeuten. Das Buch steht in der amerikanischen Ausgabe auf der Liste der 37 Bücher, die die Vereinigten Staaten von Amerika statt ihres Anteils von 40 dem Völkerbundsaußschuß für wissenschaftliche Zusammenarbeit für das Jahr 1925 geliefert haben.

\* Marie Eugenie delle Grazie: „Das Buch der Liebe.“ (Verlag Ullstein, Berlin.) Ein Frauen-schicksal! So oder so ähnlich mag es sich tausendmal abgespielt haben. Vertrauende Hingabe, die getäuscht wird und die in täglichen stillen Kämpfen Betrug und harte Selbstsucht kennen lernen muß. Marie Eugenie delle Grazie, die öster-reichische Dichterin, hat in ihrem Roman „Das Buch der Liebe“ dieses alte Thema mit seltenem Reiz umkleidet. Wenige verstehen es, wie Marie Eugenie delle Grazie, den Reiz einer beahtlichen Häuslichkeit feinfühlig in die Handlung zu verflechten.

\* „Die Reuterer.“ Abenteuer verpöngter Reiter im innersten Afrika. Von Rudolf de Haas. Mit zehn Farbendruck, einer Karte und 95 Abbildungen. (Leipzig, Hesse & Weller, Verlag.) Mit der Kraft einer Vision taucht das geheimnisvolle Afrika vor dem Leser auf, genauer: Ostafrika, das Land der Mangati, der Waniaturu und anderer merkwürdiger Völkerstämme. Die Landschafts- und Jagdschilderungen geben dem Buche den Charakter eines Reise-werks. In die Reihe der guten Abenteuerromane rücken es die durchweg lebenswahren Berichte über die Schicksale, die einige deutsche Reiter — eine verpöngte Patrouille — in den Jahren 1916 und 1917 zu erdulden hatten. Das Werk, das zur Ehrenrettung der deutschen Reiter von einem Augenzeugen geschrieben wurde, und dem eine Fülle von Bildern beigegeben ist, besitzt den Wert eines geschichtlichen Zeugnisses.

\* Hilaire Belloc: „Millionär wider Willen.“ Aus dem Englischen übertragen von Hellmuth Wehler und Hans Jacob. Mit 22 Illustrationen von G. K. Chesterton. (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) So einfach die Fabel dieses Romans auch ist, so überraschend und mitreißend sind die Verwicklungen, die sich in rascher Folge aus einem scheinbar unbedeutenden Ereignis ergeben. Begleitet von den witzigen Zeichnungen des berühmten G. K. Chesterton, erleben wir die spannende und seltsame Geschichte unfreiwilligen Reichtums, die durch den humorvollen Autor zu überlegener Zeitkritik gestaltet wird.

\* „Weltstimmen“, die schönsten Weltbücher in Um-rissen. Die „Weltstimmen“ (soeben erschienen in der Franck'schen Verlagshandlung, Stuttgart) bieten in packender, klarer und allgemeinverständlicher Darstellung jeden Monat den Inhalt von 6 bis 8 bedeutenden modernen Weltbüchern in Umrissen. So erfährt man z. B. im ersten Heft der „Weltstimmen“ das Wichtigste über den 1200 Seiten um-fassenden Roman „Der Zauberberg“ auf knapp 8 Druckseiten; man reist mit Stanley ins dunkelste Afrika, erlebt die graufige Geschichte eines Raskolnikoff und liest begeistert den „Jürg Jenatsch“ des großen Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer.